

DIALEKT UND SPRACHE

1) Einleitendes

Antike, Mittelalter und ältere Philologie der Neuzeit nahmen, befangen im Kanon der klassischen Sprachgeltung, der nur die literarische Hochsprache wichtig zu sein schien, besonders die geschriebene, von den Sonderformen der Sprache nur gelegentlich, gleichsam unwillig, im Vorübergehen Kenntnis. Wenn Plautus (250-184 v. Chr.) eine natürlich etwas verallgemeinerte und systemisierte Form des Vulgärlateins schreibt, so interessiert ihn der Gegensatz zur Hochsprache auf dem Hintergrund sozialer und standesmässiger Unterschiede, nicht als sprachliches Phänomen, das um seiner selbst willen betrachtet wird.

Dante (1265-1321) ist der erste für uns fassbare und allgemein ins Bewusstsein gehobene europäische Geist, der die Mundarten seines Heimatlandes - wir würden heute sagen, die Regionalmundarten - Revue passieren lässt, vom Sizilischen bis zu den "transpadischen" und "venetischen" Mundarten, um ihre Eignung für eine nationale Sprache der Dichtung zu prüfen und er entscheidet sich für den toskanischen Regionaldialekt, der im florentinischen Stadtdialekt eine bestimmte Ausprägung erfuhr, weil er mit den übrigen Dialekten am meisten Gemeinsames habe, was auf den gemeinsamen Ursprung aller italischen Dialekte zurückgehe. Die nichtitalischen Mundarten und Sprachen Italiens bleiben ausserhalb seines Gesichtskreises (1).

Anders steht es mit der Bewusstseinslage Giambattista Vicos (1670-1744), der in seiner "Neuen Wissenschaft" (2) den Volksüberlieferungen eine wichtige geschichtliche Rolle zuschreibt und die Volkssprachen als Zeugen vorgeschichtlicher Kultur betrachtet. Hier wird den Volkssprachen, ausserhalb der literarischen und hochsprachlichen Überlieferung, mit der für den klassischen Philologen und Humanisten die Geschichte erst begann, zum ersten Male bewusst Eigenständigkeit, Wert und Bedeutung zugesprochen. Darin stecken keimhaft sowohl Wilhelm von Humboldts ganzheitliche Sprachauffassung als auch die Volks-

tumsforschung, endlich Dialektforschung, die mit und im Zuge der Romantik einsetzte, die Herder folgte (3). Sie ging von der Vorstellung aus, dass man in den Dialekten die ursprünglichere, urwüchsigere, lebendigere Sprache vor sich habe, was zwar nur bedingt stimmt, aber ausserordentlich zu ihrer Aufwertung beitrug, sodass sie Gegenstand wissenschaftlicher und dichterischer Mühe werden konnte.

2) Definitionen

Der Begriff "Sprache" erscheint hier natürlich in seinem speziellen, eingeengten Sinn: als Sonder- und Einzelsprache, besonders in ihrer Verflochtenheit, ihren gegenseitigen Wechselbeziehungen innerhalb einer Sprachgemeinschaft. Auch hier gilt das alte Wort von der "Einheit in der Vielfalt". Dies gilt insbesondere für die Sprachgemeinschaften des Deutschen, Italienischen und Französischen, die sich nicht zufällig dem Bewusstsein aufdrängen: ist ja gerade innerhalb dieser Sprachgemeinschaften die dialektische Verschiedenheit ausserordentlich gross, viel stärker oft als der Unterschied zwischen den einzelnen slawischen Sprachen! Meklenburgisches Platt aus Kyritz an der Knatter und das Walserdeutsch aus Damüls in Vorarlberg unterscheiden sich voneinander um vieles mehr als Grossrussisch und Slowenisch - dennoch sind Grossrussisch und Slowenisch zwei verschiedene Sprachen, Platt und Walserdeutsch Dialekte innerhalb einer Sprachgemeinschaft.

Eine Durchsicht der verschiedenen Standardwerke der Sprachwissenschaft zeigt alsbald, dass es keine einheitliche Definition des Begriffs "Dialekt" gibt, ja dass sie manchmal gar nicht erst angestrebt wird.

Dies zeigt bereits - auch wenn es nur ein negativer Schluss ist - dass sich im Definitivischen Schwierigkeiten verbergen. Wir finden bei Saussure unter dem Oberbegriff "Geographische Sprachwissenschaft": "Wenn die Sprache sich selbst überlassen bleibt, kennt sie nur Dialekte, von denen keiner die Oberhand über die anderen gewinnt, und insofern ist sie unbegrenzter Spaltung fähig" (4). Das heisst implicite sagen, dass auch ausserlinguistische Fakto-

ren eine Rolle spielen - mindestens beim Entstehen von Hoch- und Schriftsprachen. Da die aussersprachlichen Faktoren - z. B. soziale - immer vorhanden sind, ist das Wort von der "unbegrenzten Spaltung" nur theoretisch. Nach Hempe handelt es sich, wobei er vom Gegensatz Soziolekt und Idiolekt ausgeht (Sprache einer Gruppe - Sprache eines Individuums), um "geographisch bedingte Gruppensprachen". Dabei ist "Gruppensprache" ein sehr dehnbarer Begriff, ist doch unter ihm alles Mögliche subsummiert, Umgangssprache, Alltagssprache, Sondersprachen, Fachsprachen und Technolekte (Jargons) zu verstehen. Nach Lewanowski handelt es sich beim Dialekt um eine "örtlich bedingte sprachliche Sonderform" und um eine "regionale Variante einer Nationalsprache/Standardsprache/Hochsprache, die einmal aus einem bestimmten Dialekt hervorgegangen" ist (5). Dies letztere ist nur bedingt richtig - die deutsche Hochsprache entstand gerade nicht aus einem bestimmten Dialekt. Bei Ulrich lesen wir, dass es sich beim Dialekt um eine "landschaftlich gebundene Variante innerhalb einer Nationalsprache" handle (6). Statt "Nationalsprache" wäre hier "Sprachgemeinschaft" einzusetzen.

Markey und Löffler sprechen hingegen ausdrücklich von den definitonischen Schwierigkeiten. Markey meint, dass es zwischen Hochsprache und Mundart zahlreiche Zwischenstufen gebe - zum Beispiel Stadtmundarten als "Halbmundarten" - wobei er besonders von Verhältnissen innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft ausgeht. Für Löffler ist schon das Problem der Definition ein Hauptproblem der Dialektforschung; er versucht dem beizukommen, indem er kommunikative, soziale, geographische und historische Kategorien heranzieht; man sieht, dass aussersprachliche, "metalinguistische" Kategorien gar nicht zu umgehen sind (7).

Alle vorstehenden Definitionen gehen davon aus - oder implizieren wenigstens die Notwendigkeit - eine Definition durch eine Art Summation von Merkmalen zu gewinnen, wobei sprachliche und aussersprachliche Kategorien herangezogen werden müssen, dies letztere zum Missvergnügen der Sprachpositivisten, die meinen, es müsste doch möglich sein, eine Definition des Dialekts nur aus sprachlichen

Kriterien zu gewinnen. Mit anderen Worten, bei "Dialekt" handelt es sich eben um ein komplexes Phänomen, dem eine einzige Herleitung nicht angemessen ist.

Am deutlichsten hat dies Wolff gemacht, der im Anschluss an Heger (8) die Möglichkeit, "Dialekt" als Begriff zu definieren in einem "hierarchischen System fortschreitender Abstraktion" sieht, d. h. Dialekt kann nur definiert werden im Hinblick auf andere, über- oder untergeordnete Sprachmöglichkeiten, wobei die Unterscheidung bis zum persönlichen Sprachgebrauch, bis zum Idiolekt reicht, der durch den momentanen, individuellen Sprechakt gekennzeichnet sei. Es handelt sich dabei um ein "heterogenes" System, aber auch um ein "Diasystem" (nicht bloss ein synchrones), dass eben phänomenologisch allein nicht fassbar ist, sondern in Stufenfolgen, also Hierarchien eingebettet ist (wie weit damit ein Wertbegriff impliziert ist, bleibt ungesagt), die auch die historische Tiefe mit umfassen müssen (9).

Dies erklärt einen Bereich der definitonischen Schwierigkeiten. Ein weiterer Bereich ergibt sich aus der Tatsache, dass Sprachpositivisten, Leute, die gerne "immanente" Betrachtungsweisen lieben, den Versuch machen müssen, innerhalb eines Systems über das Ganze des Systems zu urteilen, was in Wirklichkeit aber einen "metasprachlichen" Standpunkt ausserhalb des Systems voraussetzt. Hier stossen wir auf das Paradox der Unterscheidbarkeit im Sinne Gödels (10). Auch wenn dies im naturwissenschaftlichen Bereich demonstriert wird - dass "systemimmanente" Aussagen nichts Entscheidendes über das System aussagen können, "metasystematische" Aussagen aber, von einer bestimmten Höhe der Hierarchie an, nicht gemacht werden können - so gilt dies ebensogut für die Sprachwissenschaft: alle Aussagen über die Sprache müssen innerhalb der Sprache gemacht werden.

Noch konkreter: wenn ich aber in einem hierarchisch etwas niedrigeren Bereich - Verhältnis von Hochsprache und Dialekt im Deutschen - von der Hochsprache aus über den Dialekt urteile, komme ich leicht zu historisch und werthierarchisch falschen Schlüssen, in dem ich etwa das Bairisch-Österreichische - eine Art Gross-Regional-Dia-

lekt, der Regional- und Unter- und Lokaldialekte hat - als einen Dialekt des Hochdeutschen erkläre, was historisch falsch ist und zu falschen Werturteilen führt, von denen gerade die schulmässig arbeitenden Germanisten sich schwer freihalten können: Dialekt ist schlecht und falsch und muss den Schülern ausgetrieben werden!

Dergleichen Überlegungen waren wohl auch der Grund, weshalb einer der grossen "Modernen" in der Sprachforschung, Schuchardt, rund heraus erklärte: "Mundart ist im Grunde kein wissenschaftlicher Begriff, sondern ein volkstümlicher, den die Wissenschaft adoptiert hat, aber nicht hat adoptieren können" (11).

Zuletzt hängt das Problem auch mit dem Problem der sprachlichen Universalien zusammen: gehört "Dialekt" dazu?

3) Etymologisches

Das gr. "diálegein" - Grundbedeutung "auswählen" - bekam schon spätgriechisch die Bedeutung "etwas zum Erzählen auswählen", "sich unterhalten"; danach hiess "diálektos" die "Redeweise", endlich "Mundart", so bei Plutarch von Chaironeia (etwa 45 - 120 n. Chr.). Ein Scholiast zu Aristophanes "Wolken 317" bemerkt, dass "ho diálektos ... phonés charaktēr ethnikós" sei - "bestimmte Redeweise eines Volksstammes". Die frühen griechischen Grammatiker unterscheiden schon die griechischen Stammesdialekte - Jonisch, Attisch, Dorisch, Äolisch von der Koine, der hellenistischen Gemeinsprache, in der sie, mit einer Ausnahme - dem Tsakonitsi, einem vermutlichen Rest des Dorischen in Arkadien - allmählich aufgingen.

Über das lat. "dialectus" = "Art zu sprechen" drang das Wort erst im Barock in die deutsche gelehrte Sprache ein, zuerst durch Gneintz (12) und Friedrich von Spee (13), während Zesen (14) dafür die Verdeutschung "Mundart" hat. Adelung hingegen verwendet "Mundart" im Sinne einer überregionalen Sprech- und Schreibart (15). Über weitere Versuche, gar Dialekt und Mundart zu scheiden, wollen wir nichts sagen, weil sie zu blossen sehr künstlichen Unterscheidungen führen (16).

4) Näheres zum Definitivischen

Ein Überblick über die Beziehungen zwischen Dialekt und Hochsprache - wobei man vorteilhaft vom Deutschen ausgeht - zeigt unwiderlegbar, dass es eine allgemein gültige Definition des Dialektes nicht geben kann, nicht einmal innerhalb einer Sprachgemeinschaft (17).

Die deutschen Dialekte können im Verhältnis zur Hochsprache nicht eindeutig definiert werden (18), ganz abgesehen davon, dass ja auch die Hochsprache nicht eindeutig als geschlossene Einheiten definiert werden kann; sie hat ja ihrerseits Schichten und Varianten, die sozial und funktionell bedingt sind: Schulsprache, Amtssprache, Kirchensprache, Mediendeutsch, Rechtssprache: diese letztere ist vom normalen Hoch- und Schriftdeutschen so weit entfernt, dass sie, vom Wortschatz, aber auch zuweilen von der Syntax her, einer Erklärung bedarf, die sich bis zur regelrechten Übung entwickeln kann. Nehmen wir noch die Umgangssprache dazu, die sowohl gegen die Dialekte als auch gegen die Hochsprache reagiert, lokale und regionale Varianten hat, so ergibt sich daraus ein komplexes Beziehungsgefüge des Dialekts.

Die romantische Vorstellung, dass alle deutschen Dialekte einfach Fortsetzungen der alten Stammessprachen seien, trifft nur teilweise zu. Das Fränkische, Alemannische, Niedersächsische sind tatsächlich Fortsetzungen der jeweiligen Stammessprachen, deren Träger in Kult- und Männerbünden zusammenwuchsen. Man könnte sie Grossdialekte nennen, denn sie haben ja ihrerseits zahlreiche Unterdialekte, die im Fränkischen über die heutige deutsche Sprachgemeinschaft hinausreichen, sowohl historisch, etwa in der Entwicklung der ostlimburgischen Dichtersprache des 14. Jahrhunderts, als auch gegenwärtig im Niederländisch-Flämischen, das eine eigene Schriftsprache in zwei Varianten ausbildete. Ebenfalls reichen niedersächsische Dialekte am Unterrhein und nördlich davon auf holländisches Staatsgebiet; geographisch und dem Staatsbewusstsein nach definiert, erschiene ein und derselbe Dialekt dann als holländischer und als deutscher Unterdialekt. Hier erscheint auch die Kategorie der Selbstbestimmung, der Be-

wusstheit, d. h. der bewussten Zuordnung, die territorial, dynamistisch, politisch bestimmt ist, nicht nur sprachlich.

Das Alemannische gar, das wiederum in zwei einigermaßen unterschiedlichen Varianten ausgebildet ist - dem einheitlichen Alemannischen und dem Schwäbischen - verteilt sich politisch-geographisch über fünf Staaten: die Schweiz, Westdeutschland, Österreich, Liechtenstein und Frankreich (Elsass). Und überdies hat das Alemannische noch einen Nebendialekt ausgebildet, der fast eine eigene Sprache ist, nämlich das Walserdeutsche, das in der Schweiz und in Vorarlberg gesprochen wird und in einem kleinen verlöschenden Rest südlich des Monte Rosa, nördlich des Aostatal, in Grisonen.

Für den Elsässer etwa ergibt sich daraus eine Lage, die durch mehrfache Zuordnungen und geteilte Bewusstheit gekennzeichnet ist: er spricht seinen Heimatdialekt, er kann Hochdeutsch, aber er gebraucht als Kultursprache Französisch und ist meist bewusster Franzose.

Das Niedersächsische hat seinerseits mehrere Regionalvarianten mit Unterdialekten - Mecklenburgisch, Schleswigsch, Westfälisch, das Hamburger Stadtplatt (das nun stark im Schwinden ist) und eine Mischform, das Mischsingsch, das Elemente des Stadtplatts und des Hochdeutschen aufweist.

Historisch gesehen war einmal Altniedersächsisch und Altenglisch so gut wie ein und derselbe Dialekt - aber die Entwicklung liess zwei sehr verschiedene Sprachen daraus werden.

Zu der Fortsetzung der alten Stammessprache kommen nun Neudialekte, das Ostmitteldeutsche, das aus einer Mischung verschiedener mittel- und niederdeutscher Dialekte entstand, mit kräftiger Einwirkung oberdeutscher Elemente. Dieser Mischdialekt, der sich alsbald in andere Dialekte aufspaltete - Vogtländisch in Obersachsen und Südschlesisch im Riesengebirge sind tatsächlich sehr verschieden gewesen - nun, wie viele ostdeutsche Dialekte durch Vertreibung und Umsiedlung im Schwinden - auf meissnisch-thüringischer Grundlage mit starker Einwirkung vom Kanzleideutsch der luxenburgischen Hofkanzlei in Prag und deren oberdeutschen Elementen, gab die Grundlage für die

Entstehung der neuhochdeutschen Hoch- und Schriftsprache (19).

Ein Sonderproblem stellt das Bairische dar. Es kann weder als Fortsetzung einer alten Stammessprache noch als Mischdialekt im normalen Sinne des Wortes beschrieben werden! Es ist aber auch, wie alle vorgenannten Dialekte, keine Variante der Hochsprache, die in Dialekte "zerfallen" wären, sondern wie diese sehr eigenständigen Wuchses. Die Probleme sind sehr komplex - haben wir thüringische und fränkische Elemente im Bairischen oder nicht? (20). Das beginnt schon mit der Frage, ob denn die Thüringer Nachkommen der Hermunduren seien und wie es sich mit deren Verhältnis zu den Markomannen verhält.

Die Problematik der bairischen Herkunft wurde früh gefühlt; dies ist der psychologische Hintergrund der bairischen Stammesgeschichte, die die Baiern aus - Armenien kommen lässt, was seltsam an Snorri Sturlundson erinnert, der die Asen aus dem Kaukasus kommen lässt.

Möglicherweise ist "Armenien" ein volksetymologisches Missverständnis für "Erminonen", was uns aber auch nicht weiter bringt, da die Erminonen eben keine Stammesgruppe in anthropologischer Hinsicht, sondern ein Kultverband zu Ehren eines Hochgottes gewesen zu sein scheinen, dessen Name noch in der Irminsul durchschlägt (21).

Kaum besser steht es mit der singulären Absicht Zibermayrs, der die Bajuwaren zu Ostgermanen umfrisiert und ihren Namen als "Buchtleute" erklärt, weil sie von der Donaumündung hergekommen seien, die "Baiaie" hiess. An der Herkunft des Elements "bai-" vom Namen der keltischen Bojer - Boii, Boioi - ist festzuhalten, zu erklären aber ist der nähere Bezug. Am wahrscheinlichsten ist noch immer ein kelt. Substrat des bairischen Volkstums, das aus nur teilweise romanisierten Bojern bestand - etwa romanisierte Bojer südlich, nichtromanisierte nördlich des östlichen Limes. Auch könnte sogar mit einer illyrischen Komponente gerechnet werden, den Naristi.

Ebenfalls kann eine gewisse Beeinflussung durch Ostgermanisches im Wortschatz nicht geleugnet werden, nämlich der oft erörterte arianische Wortschatz, den die Goten vermittelten. Mit einem Einströmen gotischer Restgrup-

pen darf gerechnet werden, etwa wie die ostgermanischen Juthungen in den Alemannen aufgehen. Den arianischen gotischen Christen verdankt man Wörter wie Pfait, Dult, Er-tag, Pfinztag, Pfingstag, Taufe - letzteres auch in gotischer Lautgebung, streng ahd. müsste des Wort "Teu-fe" heissen - und "Kirche", im Konkurrenzkampf mit den beiden anderen christlichen Wörtern für den Kirchenbegriff, "basilica" und "ekklesia". Aber dass insgesamt ein ganzer Stamm - für dessen Herkunft Zibermayr auch nichts weiter sagen kann - vom Ostgermanischen zum Westgermanischen übergegangen sei, ist nicht glaubhaft. Man muss an eine Stammesethnogenese im niederbayrischen Raum denken. Dabei ist immerhin zu beachten, dass sich das Altbairische in Phonetik und Morphologie eng an das Altfränkische und Altalemannische anschliesst (22).

Ein Kriterium wie "Fortsetzung eines alten Stammesdialektes" kann daher in eine allgemeine Definition dessen, was wir unter einem deutschen Dialekt verstehen, nicht eingehen.

4) Exkurs über Jiddisch und Friesisch

a) Jiddisch

Sprachlich Unwissende, darunter besonders auch der fortlebenden Schlag unbelehrbarer Antisemiten, sind meist erstaunt, ja befremdet, ja sogar beleidigt zu hören, dass es sich beim Jiddischen um eine Form des Deutschen handelt.

Die grosse Katastrophe des Ostjudentums - ursprünglich sprach etwa die Hälfte aller Juden der Welt Jiddisch oder verstand es, zwischen sieben und acht Millionen Menschen - hat dem Jiddischen vielleicht noch eine Million Sprecher gelassen. Wie verhält sich nun Jiddisch zum Deutschen, eine Frage, die sogleich zu präzisieren ist: zum Hochdeutschen, zum Ostdeutschen, zu den anderen deutschen Dialekten? Jiddisch, als Ergebnis eines schon frühmittelalterlichen leicht gefärbten Judendeutschen, spätestens im 13. Jahrhundert, ist grundsätzlich mittelhochfränkisch und für Germanisten schon deshalb interessant, weil

es die mittelrhein-fränkische Lautgebung teilweise bewahrt. Nach den grossen Verfolgungen, die schon vom ersten Kreuzzug vorbereitet und nach den Pestjahren 1348/49 verstärkt wurden, wanderten viel Juden nach Osten aus. Im Bereich der polnischen Krone, die sie bereitwillig aufnahm, geriet ihr ursprünglicher Dialekt in starke Berührung mit dem Ostmitteldeutschen des zahlreichen deutschen Bürgertums heute polnischer Städte. Das ergab eine Veränderung des Jiddischen in bezug auf eine Näherung an das entstehende Sprachmaterial des künftigen Hochdeutschen; es wurde dem künftigen Gemeindeutschen ähnlicher! Auf dieser Grundlage entstanden die jiddischen Regionaldialekte, die im 19. Jahrhundert, zum Teil durch bewusste Arbeit von Literaten und Dichtern, zur Volks- und Literatursprache wurden; aufgrund der besonderen Bedingungen, unter denen die Juden lebten, entstand allmählich eine Sonderform des Deutschen, die zahlreichen hebräischen und slawischen Lehnwörter (in Rumänien auch walachische) aufnahm und in zwei grossen regionalen Varianten, Ost- und Westjiddisch auftrat, die sich hauptsächlich durch die Behandlung der Vokale unterscheiden, wobei das Westjiddische einen geringeren slawischen Anteil hat als das Ostjiddische.

Aus einer Gruppe kleiner Lokaldialekte auf mittelrheinfränkischer Basis entstand allmählich eine Gruppensprache, die dennoch dem Deutschen trotz fremdartig scheinender Phonetik - es gibt fremdartig klingende deutsche Dialekte! - so nahe blieb, dass es mit einiger Mühe noch zur gegenseitigen Verständigung kommen kann.

Trotz dieses Kriteriums sind Jiddisch und Deutsch nicht einfach dem Verhältnis von Dialekt und Hochsprache analog, sondern vom Bewusstsein der Sprecher her gesehen, verschiedene Sprachen, obgleich das Jiddische im weitesten Sinn des Wortes noch der deutschen Sprachgemeinschaft zuzuzählen ist (23).

b) Friesisch

Man beginnt mit der Standardfrage: ist das Friesische ein deutscher Dialekt - eine Gruppe deutscher Dialekte -

oder nicht? Eine Betrachtung der Phonetik, des Wortschatzes, der Morphologie zusammen mit dem hier anwendbaren Kriterium der Verständlichkeit ergeben zwingend den Schluss: Friesisch ist eine eigene westgermanische Sprache, die vielleicht den letzten Rest eines ursprünglichen einigermassen einheitlichen Nordseegermanischen darstellt, dessen Wortschatz ja rings um die Nordsee, besonders auf das Seewesen und die Küstenlandschaften bezogen, einmal einheitlich war.

Dabei dürfte gerade das Vorfriesische in stärkerem Masse Nichtindogermanisches überschichtet haben, das, im Gegensatz zu den übrigen Germanen, weniger megalithisch-bäuerlich, sondern megalithisch-seefahrend bestimmt war. Die Tatsache, dass Seemanns- und Küstenlandschaftswortschatz einen erheblichen Prozentsatz von Wörtern enthalten, die aus dem Idg. nicht zu erklären sind, könnte dafür sprechen.

Da die drei Mundartgruppen untereinander nicht verständlich sind (Ich kenne allerdings auch Behauptungen zum Gegenteil aus dem Munde von Friesen!), ist schon allein deshalb eher auf eine eigene Sprache zu schliessen, deren Dialekte sich auf dem Boden Norddeutschlands und Hollands zum Hochdeutschen und zum Niederländischen wie Quasi-Dialekte verhalten. Dabei weist das Westfriesische - westlich Gröningsens, aber ohne die Stadt selbst, obgleich sich in ihr friesische Institutionen befinden - die grösste Zahl von Sprechern auf, gegen 300.000, und hat allein eine Hochsprache entwickelt, Standerfrysk (24).

5) Das Kriterium der Verständlichkeit

Ist nun schon verschiedentlich berührt worden und es hat sich an konkreten Beispielen gezeigt, dass es nur bedingt verwendet werden kann, d.h. in Gemeinschaft mit anderen Kriterien; als ausschliessliches Kriterium ist es unbrauchbar.

Genau genommen gehört das Kriterium der Verständlichkeit in den weiteren Bezug des Verstehens, oder vielmehr, die alte Auffassung vom Verstehen, die es bloss philologisch-kritisch fassen wollte, garniert mit philosophi-

schen Hintergründen (25). Darum ist die Kategorie des sprachlichen Verstehens zu erweitern. Moderne Darstellungen betonen diesen Aspekt einerseits, engen ihn aber andererseits wieder auf das bloße "Dekodieren von Texten" ein, womit auch die wörtliche Sprachform, die gesprochene Rede, gemeint ist, vor allen Dingen gemeint sein müsste - wiederum im Gegensatz zur älteren Hermeneutik, die sich ausschliesslich auf das geschriebene hochsprachliche, literarische Sprachgut bezog. Mit Recht wendet sich Wandruszka gegen die Einengung des sprachlichen Verstehens, sozialer sprachlicher Vorgänge auf blosses Dekodieren (26).

Das Kriterium der Verständlichkeit muss weiter eingeschränkt werden: es kann streng genommen in erster Linie nur für jene Sprachgemeinschaften gelten, die irgendeine Form einer Standardsprache - Literatursprache, Verkehrssprache etc. - entwickelt haben: nur innerhalb einer genormten Sprache ist Verständlichkeit gegeben und über sie. Im extremen Fall des Chinesischen bezieht sich dies überhaupt nur auf die geschriebene Sprache - phonetisch sind die 16 Regionalvarianten des Chinesischen untereinander fast absolut verständlich.

Hier ist eine kollektives Verständnis innerhalb eines sprachlichen Kommunikationsbereiches gemeint; individuell kann es trotzdem, selbst bei einander vertrauten Menschen, innerhalb der Familie, zwischen Liebespaaren dennoch zu Missverständnissen und zum völligen Zusammenbruch der Kommunikation kommen: wir können Situationen, Tonfälle, Hinweise missverstehen, aber wir können uns nachträglich verständigen, d. h. noch aus der Situation heraus.

Bekanntlich decken sich Dialekt - und Sprachgrenzen nur selten mit politischen, obgleich dereinst in der Ausbildung lokaler Dialekte territoriale Grenzen eine Rolle spielten; europäische Staaten ohne sprachliche Minderheiten gehören zu den Seltenheiten - für ganz Europa wüsste ich allein Island zu nennen!

So wird nördlich Portugals bis zum Golf von Biscaya auf spanischem Boden Gal(l)ego gesprochen, eine Variante des Portugiesischen, die einfach die Fortsetzung des Nordlusitanischen ist, aus dem die Schriftsprache entstand, wobei ein stärkeres keltisches Substrat als im Spanischen

vorausgesetzt werden muss. Ja, Gal(l)ego steht dem heutigen iberischen Portugiesisch näher als das Kolonialportugiesische Brasiliens, das ja beträchtliche Aussprachevarianten gegenüber dem Kontinentalbrasilischen aufweist. Dennoch sind beide Varianten eine Sprache, wie britisches, amerikanisches, australisches Englisch etc. eine Sprache ist, obwohl sich, abgesehen von Verschiedenheiten der Aussprache und Intonation, erhebliche Unterschiede im technischen Wortschatz, etwas weniger im Alltagswortschatz feststellen lassen.

Ist nun das Gal(l)ego ein Dialekt, eine Sonderform, eine Variante des Portugiesischen? Wie verhält es sich zum an sich nah verwandten Spanischen des östlichen Leon, des westlichen Navarra, des nördlichen Kastilischen? Endlich, wie zur Schriftsprache, dem Castellano? Spanier werden Gal(l)ego als einen irgendwie sonderbaren spanische Dialekt auffassen, für Portugiesen ist es schlechthin eben Portugiesisch, eine ältere Form des Nordlusitanischen, aber kein eigentlicher Dialekt (27).

Angesichts des Portugiesischen und Spanischen wäre die Frage, aus welcher Stammessprache entsprang die Schriftsprache, völlig sinnlos. Anders verhält es sich mit dem Griechischen. Die klassische Philologie unterschied schon seit langen, angeregt durch die alexandrinischen Grammatiker, die verschiedenen Dialekte, die modern so klassifiziert werden: Ionisch-Attisch, Westgriechisch-Dorisch mit den nordwestgriechischen Dialekten, Arkadokypriisch, Äolisch, Pamphylich, letzteres wohl eine frühe Sonderung des Äolischen (28). Dieses wohlgefügte System der archaischen Dialekte geriet durch die Entdeckung - die nun wohl als gesichert gelten kann - dass kretisch Linear-B ein frühes Griechisch betrifft, das wohl mit dem mykenischen Griechischen zunächst verwandt war, erheblich ins Wanken.

Aber die Einordnung in das System griechischer Dialekte ist fraglich: am ehesten sind wohl minoisches und mykenisches Griechisch als eine Art proto-arkadisch anzusehen.

Nun ist bekannt, dass mit Ausnahme des Tsakonitsi in Arkadien, alle griechischen Stammesdialekte zugunsten der

auf dem Attisch-Ionischen beruhenden hellenistischen Gemeinsprache, der Koine, verschwanden.

Aus ihr entwickelte sich byzantinisches Griechisch als Verwaltungssprache - eine Zeit lang noch neben dem Lateinischen - und später der konstantinopolitanische Stadtdialekt, der heute noch fortlebt, in Konstantinopel, auf der Prinzeninsel. Tsakonitsi ist für die übrigen Griechen unverständlich - manche halten es wegen der starken Palatalisierung für Arvanitsi (Albanisch), das tatsächlich auch in einigen Dörfern östlich des tsakonitischen Berglandes gesprochen wird.

Ein Sonderproblem stellt das Sidetische dar, der Dialekt der islamisierten Griechen, die einst in der Ruinenstadt Side in Pamphylien lebten (nun ausgesiedelt zugunsten der Archäologie). Ihr Dialekt - nicht zu verwechseln mit dem Altsidetischen, einer isolierten nichtidg. kleinasiatischen Sprache des Altertums - ist für Griechen zunächst unverständlich; eine griechische Bekannte musste sich mit ihnen zunächst auf Türkisch verständigen, ehe sie allmählich das Sidetische als ein sehr verderbtes, mit türkischen Wörtern durchsetztes Griechisch erkannte, das nun als Fortsetzung des pamphyliischen Griechischen aufgefasst werden kann und vielleicht sogar einige altsidetische Rektwörter enthält.

Dennoch wussten die Leute, wenigstens die älteren, dass sie Griechen seien, während die jüngeren Leute sie für Türken mit einer unverständlichen, barbarischen Hausprache hielten, deren man sich ein wenig schämte.

Hier tritt uns ein Kriterium der Sprachbewusstheit, der Zugehörigkeit zu einer Sprache entgegen - damit wird trotz der Unverständlichkeit das Neusidetische (das nur mehr wenige hundert Menschen sprechen bzw. verstehen) zu einem griechischen Dialekt, man könnte ihn einen Restdialekt nennen, wie den walserischen von Grisonen oder den tirolischen von Zähre/Sauris im nordwestlichen Friaulischen.

Umgekehrt können Sprachen, die untereinander durchaus verständlich sind, eben zueinander im Verhältnis Sprache:Sprache und nicht Sprache:Dialekt stehen. Ein bekanntes Beispiel bieten Tschechisch und Slowakisch, die unter-

einander absolut verständlich sind, aber trotzdem, aufgrund verschiedenartiger historischer, politischer und religiöser Konstitution, aber auch zufolge eines andersartigen geographischen Raumes, zu verschiedenen Sprachen wurden, eben verschiedenartiger Bewusstheit wegen. Dabei könnten einerseits Einflüsse durch die balkanischen Wanderhirten, andererseits die viel stärker verankerte katholische Kirche eine Rolle bei der Entstehung eines verschiedenen Sprach- und Volksbewusstseins gespielt haben.

Ein ähnliches, aber nicht völlig paralleles Beispiel bietet das Verhältnis von Kroatisch und Serbisch; hier entstand innerhalb einer Sprachgemeinschaft, deren Dialekte quer durch beide Varianten gehen (mit Übergangsdialekten zum Slowenischen und Mazedonischen) eben kein einheitliches Volkstum, sondern zwei sehr verschieden geartete Völker mit verschiedener Geschichte, Religion und Zuordnung, die zu sehr verschiedenen Bewusstseinslagen führten, die so verschieden ist, dass es ja immer wieder Schwierigkeiten gibt. Hier führte das verschiedenartige politische Schicksal zu sehr verschiedenartigen Zuwendungen: der kroatische Raum zum österreichisch-mitteuropäischen, zur deutsch-österreichischen Kultur, zur katholischen Kirche - der serbische Raum zu Byzanz, zur griechisch-orthodoxen Kirche. Dazu kam die Verschärfung durch die lange Türkenherrschaft, welche zwar die Serben, aber kaum die Kroaten betraf, die als Grenzer der Militärgrenze, des "Korduns" gegen die Türken standen, aber nicht unter ihrer Herrschaft lebten.

Weder Sardisch noch Ladinisch sind italienische Dialekte - sie sind weder dem Italiener verständlich noch halten sich Sarden oder Ladiner für Italiener, obwohl der territoriale Nationalismus sie gerne als Italiener mit italienischen Dialekten "einkassieren" möchte.

Eine Sondererscheinung ist der Dialekt der Gottscheer, das Gottschewerische. Dieser isolierte Restdialekt, der nun allmählich als gesprochener Dialekt auszusterben beginnt, war gerade dabei aus dem Dialekt eine Art Gemein-Gottschewerisch zu entwickeln, das neben dem Hoch- und Schriftdeutschen bestand und das besonders zur Dichtung verwendet wurde. Ohne das Hoch- und Schriftdeutsche wä-

re daraus sehr bald eine gottschewerische Schriftsprache geworden. Hier wären Sprache und Dialekt sekundär zur Deckung gekommen, wie es im Falle des Niederländischen tatsächlich geschah.

Alle diese Erörterungen - denen eine reiche Fülle analoger Beispiele zugesellt werden könnte - zeigen, dass der Begriff Dialekt von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft, ja gelegentlich schon innerhalb einer Sprachgemeinschaft, vielfältig und komplex ist.

Aus dieser Lage heraus versuchte Martinet (29) einen Oberbegriff zu liefern, nämlich Dialekt als "Spielart" einer Sprache zu definieren - eine klare Verlegenheitslösung, denn der Begriff "Spielart" würde viele andere Sprachmöglichkeiten enthalten, die keineswegs als Dialekte zu be-greifen wären.

Kurz sei die Frage berührt, ob es Sprachgemeinschaften ohne dialektische Verschiedenheiten gäbe? Man nennt das Neu-Isländische dafür, was bei dem sehr starken persönlichen Kontakt der Isländer untereinander und ihrer geringen Zahl (300.000), zum Teil durch die berühmten "party-lines"-Telephonlinien, bei denen jeder Teilnehmer mit-hören kann, auch nicht verwundern würde.

Andererseits sagte mir eine Isländerin aus Akureyri, dass sie sehr wohl die Leute aus Reykavik an der Intonation und an gewissen Verschiedenheiten des Wortgebrauchs erkennen könne - aber reicht dies für eine dialektische Verschiedenheit?

6) Dialekt und Mehrsprachigkeit

Mit dem Phänomen des Dialekts hängt auch das der Mehrsprachigkeit zusammen; grundsätzlich gilt: alle Menschen sind mehrsprachig, wenigstens potentiell, die meisten aber auch aktuell. Dies erhellt auf der untersten Sprachebene schon aus der Tatsache, dass unsere Sprachmöglichkeiten funktionell zugeordnet sind: bei verschiedenen Gelegenheiten, in verschiedenen Situationen, bei verschiedenen Funktionen benützen wir verschiedene Spielarten unserer Sprache. Der Mensch ist genetisch auf mehrfachen Spracherwerb programmiert, was auch soviel sagen heisst, dass

eigentlich, aufs Ganze hin gesehen, alle Sprachen nur eine sind und die Menschheit nur eine Sprache besitzt - in zahlreichen Varianten.

Viele Menschen bemerken selbst gar nicht, dass sie ihre Sprachebene wechseln, wenn sie Dialekt, Umgangssprache, Schriftsprache, Bühnensprache gebrauchen; oder die bekannte Vortragssprache des Lehrenden, vom sogenannten Kaplanddeutsch ganz zu schweigen, das eine Art Hyperdeutsch mit dialektischer Intonation ist - mit überhellen "a" und zu starke betonten Endungs-"s".

Naturgemäss begegnet man der eigentlichen Mehrsprachigkeit besonders in Grenzbereichen, wo sie gelegentlich Überlebenshilfe sein kann. Nach dem Ende des 2. Weltkrieges ermöglichte dies zahllosen Ostdeutschen als Sprecher des Polnischen oder Tschechischen zu erscheinen. Ich kannte Ostoberschlesier, die in der deutschen Wehrmacht dienten und, nach eigenem Geständnis, nicht einmal untereinander ihren ostoberschlesischen polnischen Dialekt sprachen - das sogenannte "Wasserpolsche"; aber im Augenblick des herannahenden Machtwechsels sprachen sie plötzlich untereinander ihren polnischen Dialekt und waren sogar des Hochpolnischen mächtig!

Ich kannte Esten, die mühelos vom Standardestnischen zur ihrem örtlichen Dialekt, zum Hochdeutschen, zum Russischen wechselten, aber auch ohne Schwierigkeiten den suomi-finnischen Sendungen des Senders Helsinki lauschten; dasselbe gilt für zurückgebliebene Baltendeutsche, die sich nicht aussiedeln liessen. In Pernau (Pernu) gab es überdies noch Esten und Baltendeutsche, die Schwedisch in zwei Varianten kannten, den örtlichen schwedischen Dialekt in der schwedischen Vorstadt nördlich des Pernu-Flusses und Standardschwedisch.

Ein Kind lernt bekanntlich jede mögliche Sprache mit annähernd gleicher Leichtigkeit; es gibt keine Laute, die nur bestimmte Rassen zu sprechen vermöchten; alle Kinder können alle Laute, auch Buschmann-Clicks und Kehlkopfverschlusslaute etc. Erst die tatsächlich erlernten Sprachen lassen durch ihr beherrschendes phonetisches Material alle anderen Lautmöglichkeiten verkümmern - sie werden wegselektiert.

Jeder einigermaßen bereiste Mensch kann die obigen Beispiele mühelos vermehren. Dabei ist die Kellner-Mehrsprachigkeit nicht mit gemeint: Die Fähigkeit des Kellners, das Menü und die Getränkekarte in einem halben Dutzend Sprachen zu erörtern, aber nichts darüber hinaus.

Der Mensch verfügt also über Mehrsprachigkeit innerhalb und ausserhalb seiner Sprachgemeinschaft. Diese schon genetisch vorprogrammierte Mehrsprachigkeit ist es auch, die endlich Dichtung in einer anderen Sprache möglich macht, entgegen dem pseudo-romantischen Diktum, man könne nur in seiner Muttersprache dichten.

Die Beispiele lassen sich häufen - so schrieben Stefan George (1868-1933) und Rainer Maria Rilke (1875-1926) französische Gedichte; der junge Eichendorff (1788-1857) schrieb zusammen mit seinem Bruder polnische Gedichte, von denen sich leider nichts erhalten hat. Joseph Conrad - eigentlich Józef Teodor Konrad Korzeniowski (1857-1924) aus einer ostpolnischen Familie - schrieb ausschliesslich Englisch. Franz Kafka (1883-1924) entstammte einer jüdischen Familie, die ursprünglich jiddisch gesprochen hatte, aber dann zum Deutschen und Tschechischen übergegangen war, während sich Franz für das Deutsche als Sprache der Dichtung und seiner Tagebücher und Briefe entschieden hatte; als Versicherungsbeamter hingegen benützte er geläufig Tschechisch. Manes Sperber (1905-1984) schrieb Französisch und Deutsch gleichmässig gut. Das Beispiel Kafkas zeigt, dass auch hier funktionale Mehrsprachigkeit eine Rolle spielt (30).

7) Weiter Analysen zur Schärfung des Dialektbegriffs

a) Dialekt und Regionalsprache

Sie werden, wie auch Dialekt und Umgangssprache, im losen Gebrauch des Alltags, oft gleichgesetzt, wie bei Bausinger - aber Regionalsprachen sind den Dialekten übergeordnet, entstehen zum Teil aus solchen (31).

Hier kommt auch das geographische Moment herein, die Dialektgeographie, die wichtige Hilfestellung leistet,

aber auch nicht überschätzt werden darf; für die Scheidung der alten Stammesgrenzen, etwa der alemannischen und fränkischen, liefert die Dialektgeographie der Siedlungsnamen nur sehr bescheidene, nicht schlüssige Ergebnisse (32).

Regionalsprachen dehnen sich zwar im Bereich einer grösseren Gemeinschaft eng verwandter Dialekte aus, sind aber nicht mehr einfachhin Dialekt, sondern eben Regionalsprache. So ist etwa das Bairische, wie es uns gemeinlich entgegen tritt, eben eine Art Gemeinbairisch und weist gegenüber den lokalen Dialekten erhebliche Unterschiede und stärkere Anlehnung ans Hochdeutsche aus: hochdeutscher Wortschatz wird dialektisiert! Ähnliches gilt für das Gemeinschwäbische und das Gemeinschweizerdeutsche, das sich von den lokalen Dialekten oft sehr merklich unterscheidet. Eine Regionalsprache ist eine Art Hochdialekt über den Lokaldialekten.

Sie darf nicht mit einer Verkehrssprache verwechselt werden, auch wenn es zahlreiche Überschneidungen gibt; Verkehrssprachen sind stärker kommerziell bestimmt und können oft über ganz unverwandte Sprachgemeinschaften hinausgreifen und selbst zugleich Hochsprache sein, wie Haus(s)a in Westafrika.

c) Dialekt und Jargon

Beiden werden häufig miteinander gleichgesetzt und verwechselt, gelegentlich sogar von Germanisten und Kritikern. Der Jargon unterscheidet sich soziologisch und geographisch vom Dialekt, er ist eine Gruppen- oder Cliquesprache fast ausnahmslos städtischer Herkunft - während die Dialekte grösstenteils ländlicher Herkunft sind, von einigen grossen Städten angesehen - deren Sprachgebrauch durch die Umgangssprache und berufs- oder cliquenbestimmten Wortschatz bestimmt ist, wobei häufig die Eitelkeit des Zugehörigseins ("ich bin 'in'") eine grosse Rolle spielt. Die phonetischen Merkmale des Jargons sind oft durch Vergröberung - sowohl gegenüber der Hochsprache als auch gegenüber den Dialekten und eine gewisse Mundfaulheit gekennzeichnet, durch "breitere" Aussprache. So

gebraucht zum Beispiel Wolfgang Bauer, der Grazer Dramatiker, keien Grazer Dialekt, sonder Grazer Umgangssprache, verengt auch einen Clique-Jargon. Gelegentlich sind Einwirkungen des Stadtdialekts festzustellen (33).

Schwieriger ist noch der Wiener Stadtdialekt zu beurteilen: als eine Einheit gibt es ihn nicht, es gibt nur lokale Dialekte, meist deutlich in bestimmten Bezirken lokalisiert: Ottakring, Döbling, Meidling, Breitensee: Wer solche Dialekte schreibt (34) steht erstens vor dem noch nicht berührten Problem der Schreibung - es gibt weder eine einheitliche wissenschaftliche phonetische Umschrift für die deutschen Dialekte noch eine überregionale konventionelle Schreibung - und zweitens vor dem Problem, welche Variante er zu benützen gedenkt? Dabei geht es modernen Dialektdichtern, besonders solchen städtischer Herkunft, häufig gar nicht um den Dialekt, sondern um die besondere Wirkung, die durch seinen Gebrauch zu erzielen ist. Auch Artmann geht es nicht einfach um Breitenseerisch, sondern ein verallgemeinertes Breitenseerisch, das nur schwer vom Dialekt von Meidling oder Ottakring zu unterscheiden ist.

So ist auch keine Einigkeit hinsichtlich älterer Dichter zu erzielen: Nestroy ist z. B. meiner Meinung nach - gegen Artmann und Weinheber gehalten (35) - kein Dialektdichter. Er benützte grundsätzlich süddeutsch-österreichisch gefärbtes Hochdeutsch, das er durch Dialektwortschatz und Intonation umfärbt, wobei er auch dialektisches Syntax benützt (keine Inversion nach "weil" etwa). Hätte Nestroy wirklichen Dialekt geschrieben, wäre er schon in Innsbruck, geschweige denn in Zürich oder Hamburg nicht verstanden worden.

Historisch gesehen entstand der Wiener Stadtdialekt - die Gruppe der Wiener Stadtdialekten - auf südostbairischer Grundlage mit starker Einwirkung des Ostbairischen; erst im 19. Jahrhundert begannen diese Dialekte ihre starke Beziehung zum ländlichen Raum zu verlieren, gleichzeitig erfuhren diese mehr und mehr von ihrer ländlichen Basis und ländlicher Zuwanderung abgeschnittenen Dialekte eine starke Einwirkungen durch die Scharen ferner stehender, fremdartiger Zuwanderer, besonders der Tschechen,

deren Einfluss sich sogar in der Morphologie niederschlug: die zahlreichen reflexiven Verben des Wienerischen mit dem "falschen" 'sich'.

Dabei ist zu betonen, dass vieles, das gemeinhin für Dialekt gehalten wird, in Wirklichkeit nur an der dialektischen Intonation teilnimmt.

c) Dialekt als Haussprache

Das Verhältnis eines Dialekts als Haussprache zu anderen Dialekten, zu einer Hochsprache oder zu einer Kultursprache wird seltener in Betracht gezogen, nicht nur weil es zuweilen Diskretion erfordert - Hausdialekte gelten oft als minder und man gibt ihren Gebrauch nicht zu - sondern auch, weil sie zum Teil politischen Zündstoff darstellen können. Unter Kultursprache verstehen wir die Hochsprache, die von den Sprechern eines Hausdialekts benutzt wird, ohne Rücksicht auf die tatsächliche Sprachgemeinschaft.

So ist die eigentliche Hochsprache der Lausitzer Sorben, trotz aller Bemühungen um eine eigene sorbische Gemeinsprache - was an der starken Verschiedenheit der beiden Zweige des Sorbischen scheitert - eben das Hochdeutsche mit den örtlichen Dialektvarianten und gerade nicht eine slawische Sprache.

Dasselbe galt einst für Kaschuben, Masuren und Slovinzen im Raume zwischen Pommern und Ostpreussen - ihre Dialekte waren slawische Hausdialekte, denen Hochdeutsch als Kultursprache gegenüberstand; jetzt aber, unter ganz veränderten politischen Machtverhältnissen, sind sie als polnische Dialekte klassifiziert (und übrigens im Aussterben) und Standardpolnisch ist nun ihre Hochsprache. Die starke Einwanderung Umgesiedelter aus Ostpolen wird ein übriges tun, diese slawischen Restsprachen zum Verschwinden zu bringen.

Ähnliches gilt für das Kärntner Slowenisch, das streng genommen "Windisch" als Haussprache hiess - bei der letzten Volkszählung bekannten sich immerhin noch einige tausend Kärntner als "Windische" - ursprünglich lag durchaus kein herabsetzender Sinn in dieser Bezeichnung! -

war als Haussprache eine zum Teil verborgene Sprache. Man sprach sie eben wirklich nur zuhause, vor Fremden gebrauchte man die Kultursprache, also Deutsch, wiederum als Hochdeutsch und als Kärntner Dialektvariante. Als Bub verbrachte ich einige Sommer in einem Kärntner Dorf, das teilweise slowenisch sprach; aber es war schwer, selbst von Kindern, Slowenisches zu hören: mit dem Fremden spricht man deutsch. Ähnlich erging es mir, als ich als Soldat in einem masurischen Dorf bei Allenstein im einstigen Ostpreusse stationiert war; es war sehr schwer, Masurisches gesprochen zu hören, mit dem Fremden sprach man eben deutsch. Dies ging keineswegs auf Furcht vor den politischen Machthabern zurück, sondern eben auf das Gefühl, das die Haussprache auf das Haus, die Familie, die Nachbarn beschränkte.

Noch komplizierter sind die Verhältnisse in Nord- und Südschleswig. Hier gilt, dass die Sprache, die man vorzüglich gebraucht, keinesfalls mit dem politisch-nationalen Bekenntnis identisch sein muss. Es gibt Nordschleswigdeutsche, die als Familiensprache Plattdänisch benützen, aber sonntags die Predigt des Pastors auf deutsch hören und das deutsche Pfarrblatt lesen; es gibt Südschleswiger, die Deutsch als Familiensprache benützen, aber die dänische Sonntagspredigt hören und das dänische Kirchenblatt lesen und sich als Dänen bekennen, wobei es sich durchaus nicht um Restbestände der sogenannten "Speckdänen" handelt (wer sich nach dem 2. Weltkrieg als "Däne" bekannte - was eben durch Zweisprachigkeit oder Mehrsprachigkeit möglich war - bekam eine grössere und reichlichere Lebensmittelration; es gab übrigens auch "Specksorben", die nicht einmal Sorbisch konnten), sondern um fortlebende Traditionen, die weit in die Vergangenheit zurückreichen. Es handelt sich um das Fortwirken eines historischen Bewusstseins, das ursprünglich gar nicht "national", sondern "dynastisch" bestimmt war.

So zogen es nach dem Tausch der Enklave Kolding (sieben Gemeinden nördlich von Hadersleben, die 1864 gegen dänische Enklaven im deutschen Gebiet getauscht wurden) zahlreiche meist wohlhabende dänische Familien vor, ins deutsche Reichgebiet zu übersiedeln, weil sie keine

"Reichsdänen" werden wollten. Fortan zählten sie sich, ohndies meist zweisprachig, den Deutsch-Schleswigern zu. Ihre Nachkommen, nun in der Generation der Urenkel bis Ururenkel sind fest in die deutsche Volksgruppe integriert, teilweise nur an ihren dänischen oder auch dänisierten Familiennamen erkennbar.

Besonders auffallend ist es, wenn sich Menschen einer kräftigen und kulturell bedeutenden Minderheit anschliessen: so schlossen sich Russen, Esten, Letten, ja sogar Tataren den Baltendeutschen an; Ukrainer, Polen, Rumänen, in beiden Fällen auch Menschen jüdischer Herkunft, den Bukovina-Deutschen an.

Ähnliches ist weithin zu beobachten - so zählen in Japan lebende Nachkommen von Koreanern und Chinesen nach Millionen, haben aber häufig Koreanisch bzw. Chinesisch als Familiensprache bewahrt und sind oft nur an ihren Familiennamen erkennbar.

Hier spielt auch die Psychologie des Renegaten mit hinein: er verdrängt das Bewusstsein seiner fremden Herkunft und ist ein um so eifrigerer Patriot oder Nationalist jener Gruppe, der er sich angeschlossen hat - Elsässer als französische Patrioten sind ein schon klassisches Beispiel. Dabei muss es nicht unbedingt um nationalistische Betonung oder Überbetonung handeln - das Kulturell-Sprachliche kann im Vordergrund stehen. Der Triestiner Schriftsteller Italo Svevo (1861-1928) hiess eigentlich Ettore Schmitz, Alberto Moravia (geb. 1907) eigentlich Albert Pincherle. Umgekehrt verzeichnen wir Italiener als deutsche Schriftsteller, so Romano Guardini (1885-1968) und Ernesto Grassi.

d) Kreol und Pidgin

Beide Sprachmöglichkeiten werden nicht nur oft miteinander verwechselt, sondern auch für Dialekte gehalten. Kreolsprachen sind Eingeborenensprachen Westindiens, meist auf der Grundlage des Französischen - seltener des Englischen oder Portugiesischen - mit eigenständiger, nicht nur vereinfachter Syntax, Morphologie und Lautgebung; sie entwickelten sich stets in einstigen Sklavenhaltergesell-

schaften. Im Wortschatz trat gegenüber der Grundsprache - also meist dem Französischen - keine Verarmung ein, auch blieb das Bewusstsein, die französische Hochsprache im Hintergrund zu haben, im grossen und ganzen erhalten, speziell in der Schicht der Gebildeten. Die Kreolsprachen, ursprünglich Verkehrs- und Verständigungssprachen der Kolonialherren und der Sklaven, die meist aus Afrika stammten, entwickelten sich zu Regionalsprachen und wurden Muttersprachen der betreffenden Volksgruppen - z. B. das Kreolf Französisch von Haiti. Man könnte auch sagen, dass dem Kreolf Französischen Standard Französisch als Kultursprache gegenüber steht. Gegenüber dem Standard Französischen ist Kreolf Französisch absolut unverständlich.

Das Pidgin hat ähnliche Herkünfte - es beginnt wie die Kreolsprachen als Behelfssprache, weniger zwischen Herren und Sklaven, als vielmehr zwischen weissen Händlern und einheimischen Kaufleuten und Lieferanten. Die verschiedenen Formen des Pidgin - auf westindische Inseln, in Westafrika, in Neuguinea, an der chinesischen Südküste - blieben aber Behelfssprachen und wurden nirgendwo Muttersprachen.

Die Pidginsprachen entwickelten sich meist auf der Grundlage des Englischen - im einstigen Deutsch-Neuguinea gab es auch ein Pidgin auf deutscher Grundlage, das nur mehr wenige ältere Leute sprechen können.

Interessant ist der Versuch, Pidgin auf der Grundlage des Englischen, in Neuguinea - dem einst australisch verwalteten Teil - als Nationalsprache einzuführen; es könnte daraus, wenn der Versuch gelingt, eine Muttersprache, ein Kreolenglisch werden (36).

In beiden Sprachformen laufen parallele Prozesse ab, besonders Vereinfachungen und Verallgemeinerungen - aber das Pidgin blieb als Behelfssprache stehen, bleibt also auch Zweitsprache, und schritt nicht bis zu National- und Muttersprache fort. Die extreme sprachliche, besonders morphologische Vereinfachung zwingt zu einer sehr genauen Syntax, was die Stabilität dieser Sprachformen mit erklären dürfte (37).

e) Merkmale des Dialekts

Im Gegensatz zu Kreol und Pidgin handelt es sich bei den Dialekten keineswegs um Vereinfachungen, ganz besonders nicht jenen, die keine Aufspaltungen ehemaliger Hoch- oder Regionalsprachen, sondern Nachkommen von Stammessprachen sind. Armut oder Reichtum eines dialektischen Wortschatzes sind vor allen Dingen funktional bedingt - der Wortschatz der alpinen Weidewirtschaft oder der alten Ackerbaugerätschaften kann gegenüber einer Hochsprache oft weit umfangreicher sein, vor allen Dingen aber ältere Zustände fortsetzen.

Für alle Dialekte aber gilt, dass syntaktisch die Hypotaxe - Unterordnung - gegenüber der Parataxe - Beiordnung - stark zurücktritt, was den Dialekt mit der Umgangssprache verbindet. Daraus ergibt sich, dass nicht nur die Satzgefüge seltener und kürzer sind, sondern auch eine andersartige Satzintonation.

Der Wortschatz wie Phonetik und Morphologie kann altertümliche Züge bewahrt haben - z. B. den ahd. Konjunktiv, der in den bair.-österr. Dialekten noch teilweise lebendig ist: "I kamat" = "Ich käme" und "I kimm" für "Ich komme".

Andererseits kann der Dialekt gegenüber der Hochsprache fortentwickelte Züge haben, so die Monophthongierung von Diphthongen: im Grazer Stadtdialekt "I wass" anstatt "Ich weiss" gegenüber der Fortentwicklung des alten "ai" in den ländlichen Dialekten "I woass".

Es mag sein - lässt sich aber mangels phonetischer Beobachtungen der lateinischen Grammatiker und möglicher keltischer Beobachter nicht beweisen - dass die ü-Aussprache des "u" vom Ladinischen bis zum Französischen einem keltischen Substrat zuzuschreiben wäre.

Im Dialekt der Toskana, der heute "d" und "t" frikatisiert - also zu Reibelauten umgebildet hat - mag ein etruskisches Substrat nachwirken, aber es lässt sich dies nicht wirklich beweisen.

In den Dialekten mögen nicht nur Reliktwörter auftreten - die Alpenwörter, hauptsächlich die Weidewirtschaft und die Viehzucht betreffend, die sich von den Py-

renäen bis in die Alpen in den verschiedenen Sprachen dieser Regionen finden - sondern auch Wörter und Wendungen, die "gesunkenes Kulturgut" auch Hoch- und Sondersprachen darstellen, etwa unser alpenländisches, besonders steirisches "ein properes Mädchen", dem bürgerlichen Wortschatz entstammend, der das französische "propre" aufgenommen hatte. Dabei bedeutet "proper" zugleich schmuck und tüchtig. Der Dialekt kann überhaupt andere Bedeutungen gemeinsamer Wörter aufweisen: "rebell'n" heisst in steirischen Dialekten nicht "rebellieren", sondern "lärmern".

Das Sprechtempo der meisten Dialekte ist gegenüber den Hochsprachen deutlich langsamer; im übrigen ist es im deutschsprachigen Raum an sich nicht gleichmässig - es steigert sich, sowohl in Dialekten wie in der Hochsprache von Süden nach Norden. Es scheint dies nicht nur eine rein sprachliche Erscheinung zu sein, sondern auch sozialpsychologisch bedingt zu sein.

Da die Dialekte weniger oder gar nicht an die etwa starre Fixierung der Hochsprache gebunden sind, haben sie eine grössere phonetische Variationsbreite, bis zu den berühmten (und berüchtigten) Triphthongen oststeirischer und burgenländischer Dialekte.

In der Natur der Sache liegt es, dass die Dialekte in hohem Masse gesprochene Sprachen sind und ihnen daher alle Merkmale der gesprochenen Sprache überhaupt zukommen - die Möglichkeiten der Betonung, Intonation und der zusätzlichen Gestik.

Mit dem Gegensatz zu den Schrift- und Hochsprachen hängt eine ganze Skala von Wertungen zusammen: sie werden einerseits verdammt als eine "mindere", breitere Kommunikation nicht fähige Sprache oder blosses Sprechart oder gar als verderbte Hochsprache; andererseits erscheinen sie, gerade heute, im bewussten Gegenspiel zu den angleicherischen Tendenzen der Massenmedien, besonders des Fernsehens, in nostalgischen Licht und ruft zu ihrer Pflege auf.

Gegenüber den Hochsprachen - deren Benennung schon ein verstecktes Werturteil enthält wie etwa "Niederdeutsch" (obgleich diese Benennungen ursprünglich rein geographisch

gemeint waren!) - sind die Dialekte nicht minder oder minderwertig, sondern eine andere Form der Sprache, häufig bodenständiger, altwüchsiger, geographisch und sozial mehr oder weniger beschränkt.

Während die bair.-österr. Dialekte mehr oder weniger auf den ländlichen Raum beschränkt sind, reicht der Gebrauch eines mehr oder weniger verallgemeinerten und angepassten Dialekts im hochalemannischen Bereich in die oberen Gesellschaftsschichten, während bei uns sogar die Stadtdialekte auf die unteren Klassen beschränkt sind.

Dialekt und Sprache sind verschiedene Ausformungen der Sprache innerhalb einer Sprachgemeinschaft, die ja nicht aus starren Schichtungen besteht, sondern aus mehreren Sprachformen, die in Wechselwirkung zu einander stehen. Gelegentlich kann der Dialekt auch funktional, neben dem Hochdeutschen, zur Differenzierung der Bedeutung eingesetzt werden. Es ist ein Unterschied ob ich zu meiner Frau sage: "Gut schaut du aus!" oder ob ich dialektisch sage: "Guet schaut aus!"; Der Dialekt drückt hier Gegenteiliges aus, in ironischer Inversion.

f) Zusammenfassung und Definitionsversuch

Dialekt ist eine eigenständige Sprachform, neben oder unter einer Hochsprache, manchmal aus einer älteren Hochform der Sprache, die eine eigene soziale, kommunikative, funktionale und geographische Sonderform der Sprache ist, ohne das sie, selbst wenn sie regional auftritt, zu einer allgemeinen Hoch- und Schriftsprache durchgeformt worden wäre; letzteres setzt stets einen bewussten Prozess dar, Verallgemeinerungen und Ausgleichs in regionalen Dialekten "spielen sich ein". Es kommt im hohen Masse auch auf das Bewusstsein der Sprecher an, eine eigenständige Sprachform gegenüber der Hochsprache zu sprechen. Dabei steht der Dialekt - wie er auch entstanden sei - als Fortsetzung alter Stammessprachen, als Mischform, als Abspaltung einer einstigen Hochsprache - in steter Wechselwirkung zu allen anderen Sprachformen der Sprachgemeinschaft und in Grenzbereichen sogar zu anderen Sprachen oder Dialekten einer anderen Sprachge-

meinschaft oder zu einer nicht näher verwandten Kultursprache. Rein linguistische Kriterien reichen daher, trotz aller Versuche, eine sprachimmanente Definition des Dialekts zu finden, nicht aus (38).

Anmerkungen

- (1) De vulgari eloquentia I, cp. 12-19 = Dantis Alagherii Opera Omnia II, pp. 389-408, Inselverlag 1921
- (2) La Scienza Nuova, Neapel 1725, d. Übersetzung Erich Auerbach, München 1924, p. 91 und 141
- (3) Entgegen Auerbachs Behauptung, Herder habe Vico nicht gekannt; vgl. Herders "Ideen zu Philosophie der Geschichte der Menschheit", in Bernhard Suppans Ausgabe von Herders "Sämtlichen Werken" 10, p. 368; Auerbach im Vorwort zur "Neuen Wissenschaft", p. 17; vgl. dazu Giovanni Necco, Herder und die italienische Literatur, Köln/Graz 1959, pp. 93-103, in: Studi Italiani 3
- (4) Ferdinand de Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin 1967/2, p. 234, zuerst frz. Lausanne 1916
- (5) Th. Lewandowski, Linguistisches Wörterbuch 1, p. 148, Heidelberg 1979³
- (6) Winfried Ulrich, Wörterbuch linguistischer Grundbegriffe, Kiel 1975². p. 94
- (7) Thomas L. Markey, Prinzipien der Dialektologie. Einführung in die deutsche Dialektforschung. Mit einer ausführlichen Bibliographie, Grosse-Linden, 1977, p. 3; Heinrich Löffler, Probleme der Dialektologie, Darmstadt 1980, pp. 1-10
- (8) Klaus Heger, Sprache und Dialekt als linguistisches und soziolinguistisches Problem, 1970, in: Folia Linguistica 3, pp. 46-67
- (9) Lothar Wolff, Aspekte der Dialektologie. Eine Darstellung von Methoden auf frz. Grundlage, Tübingen 1975 = Romanistische Arbeitshefte 15, pp. 2-4
- (10) Kurt Gödel, Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandte Systeme 1, in: Monatshefte für Mathematik und Physik 38, bes. pp. 173-198
- (11) Hugo Schuchardt, Zur Kenntnis des Baskischen in Sa-

- ra in Labourde, in: Abhandlungen der Preuss. Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse 1922, 1, p. 10
- (12) Plutarch, Parallelbiographien, Alexander 31
- (13) Christian Gneitz, Deutsche Sprachlehre Entwurf, Götten 1641
- (14) Friedrich v. Spee (Trutznachtigall, Köln 1639)
- (15) Helikon 1, 3, 1640
- (16) Vgl. dazu besonders Max Hermann Jellinek, Geschichte der nhd. Grammatik von den Anfängen bis auf die Gegenwart, Heidelberg 1913, Halbb. 1, bes. pp. 121-128
- (17) Johann Christoph Adelung, Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, zuerst 1774-1786³ Wien, verm. Nachdr. d. 2. Ausgabe durch F. X. Schöndorfer
- (18) Vgl. Felix Merkel, Das Aufkommen der deutschen Sprache in den städtischen Kanzleien des ausgehenden Mittelalters, Leipzig/Berlin 1930, in: Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance 45; Fritz Tschirch, Geschichte der deutschen Sprache 1 = Entfaltung der deutschen Sprachgestalt in Vor- und Frühgeschichte, Berlin 1966 = Grundlagen der Germanistik 5; Hans Eggers, Deutsche Sprachgeschichte 1-3, 1965-69, in: rowohlt's deutsche encyclopädie; Werner Besch, Sprachlandschaften und Sprachausgleich. Studien zur Erforschung der spätmhd. Schreibdialekte und zu Entstehung der nhd. Schriftsprache, München 1967, in: Bibliotheca Germanica 11
- (19) Walter Henzen, Schriftsprache und Mundarten, Bern 1954², in: Bibliotheca Germanica 5; Aold Bach, Deutsche Mundartforschung, Heidelberg 1950²; Friedrich Maurer, Volkssprache. Abhandlung über Mundart und Volkskunde, Erlangen 1933, in: Fränkische Forschungen 1; Jan Goossens, Deutsche Dialektologie, Berlin/New York 1977 "Sammlung Göschen" 2205; Walter Mitzka, Deutsche Mundarten, Heidelberg 1943
- (20) Ernst Schwarz, Germanischen Stammeskunde, Heidelberg 1956, bes. pp. 176-182: Thüringer, Hermunduren, pp. 182-191 Die Baiern
- (21) Passio Secunda Sancti Quirini; vgl. dazu Johann Weissensteiner, Tegernsee, die Bayern und Österreich. Studien zu Tegernseer Geschichtsquellen und der bayrischen Stammesgeschichte, in: Archiv für Öst. Geschichte der Akademie

der Wissenschaften Wien 1983 (mit einer Ausgabe der Quirinusvita). Dazu vgl. man auch die Vita Altmanni Episcopi Pataviensis, ed. Christine Fleck, Wien 1980: "Bavari traduntur ab Armenia oriundi".

(22) Ignaz Zibermayer, Noricum, Baiern und Österreich. Lorch als Hauptstadt und die Einführung des Christentums, München 1944, 1. Auflage, Horn 1956², bes. pp. 65-78

(23) Matthias Mieses, Die Entstehungsursachen der jüdischen Dialekte, zuerst Wien 1915, neu hsg. durch Peter Freimark, Hamburg 1979, bes. pp. 34-64. Jechiel Bin-Nun, Jiddisch und die deutschen Mundarten, Tübingen 1973.

(24) Bo Sjölin, Einführung in das Friesische, Stuttgart 1959, Sammlung Metzler 86

(25) Vgl. etwa Friedrich Schleiermachers "Hermeneutik und Kritik", zuerst Berlin 1838, neu hsg. durch Manfred Frank, Frankfurt/M. 1977, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 211

(26) Vgl. die schon stark angeschwollene Literatur über Psycholinguistik und Textlinguistik: Gundula List, Psycholinguistik. Eine Einführung, Stuttgart 1972, Urban Taschenbücher 80; Wolfgang Dressler, Textlinguistik, Darmstadt 1978, Wege der Forschung 427. Mit Recht wendet sich Mario Wandruszka, Die Mehrsprachigkeit des Menschen, DTV 1981, pp. 25-26, gegen die Überbetonung der Kodierungsaspekte.

(27) Carlo Tagliavini, Einführung in die romanische Philologie, München 1979, zuerst Bologna 1969, bes. pp. 359-360

(28) O. Hoffmann und A. Scherer, Geschichte der griechischen Sprache 1, Berlin 1969, Sammlung Götschen 111-111a, bes. pp. 29-52

(29) André Martinet, Grundzüge der allgemeinen Sprachwissenschaft, Stuttgart 1963, Urban Bücher, pp. 133-159

(30) Rudolf Schwarzenbach, Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz, in: Beiträge zur schweizerischen Mundartforschung 17, Frauenfeld 1969; Uriel Weinreich, Sprachen in Kontakt, München 1977, zuerst New York 1953; Mario Wandruszka, op. cit.

(31) Hermann Bausinger, Die Internationale der Dialektdichtung, in: Die Zeit, Hamburg, 19.11.1976. p. 48

(32) Vgl. Festschrift für Eberhard Kranzmayr, Marburg

- 1970 = Beiträge zur oberdeutschen Dialektologie; Eugenio Coseriu, Die Sprachgeographie, Tübingen 1975; Ludger Kremer, Grenzmundarten und Mundartgrenze. Untersuchungen zur wortgeographischen Funktion der Staatsgrenze im ostniederländisch-westfälischen Grenzgebiet, in: Niederdeutsche Studien 28, Köln 1979; Stefan Sonderberger, Sprachgrenzen und Sprachgrenzlandschaften in der Schweiz, in: Onoma 20, 1976, 1, pp. 277-292; Charles F. Hockett, A Course in General Linguistics, New York³, pp. 471-484
- (33) Vgl. Claus Jürgen Hutterer, Der Stadtdialekt von Graz in Vergangenheit und Zukunft, in: 850 Jahre Graz, Festschrift im Auftrag der Stadt Graz hsg. von Wilhelm Steinböck, Graz 1978, pp. 323-347
- (34) H. C. Artmann, Med ana schwoazzn dintn. gedichtar aus bradnsee, Wien 1958
- (35) Josef Weinheber, Wien wörtlich, Wien 1935
- (36) André Marcel d'Ans, Le Créole François d'Haiti, in: Janua Linguarum, Series Practica 106, The Hague/Paris 1968; dazu Albert Veldmann in: International Journal of American Linguistics 37, 1971 pp. 201-208; P. Mühlhäusler, Pidginization and Simplification of Language, in: Pacific Linguistics Series B 26, Canberra 1974, Australian National University. Research School of Pacific Studies; dazu Danker H. Schaareman, in: Anthropos 73, 1978, pp. 608-610
- (37) L. Todd, Pidgins and Creoles, London/Boston 1974
- (38) Zusätzliche Literatur: Peter Trudgill, Sociolinguistics, Penguin Books 1958, 5. Auflage, pp. 164-165; Hermann Bausinger, Dialekt als Sprachbarriere, in: Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 33, Tübingen 1973

- 1970 - Beiträge zur phonologischen Entwicklung des Deutschen
 (1) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 19. Jahrhundert
 (2) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 20. Jahrhundert
 (3) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 21. Jahrhundert
 (4) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 22. Jahrhundert
 (5) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 23. Jahrhundert
 (6) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 24. Jahrhundert
 (7) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 25. Jahrhundert
 (8) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 26. Jahrhundert
 (9) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 27. Jahrhundert
 (10) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 28. Jahrhundert
 (11) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 29. Jahrhundert
 (12) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 30. Jahrhundert
 (13) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 31. Jahrhundert
 (14) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 32. Jahrhundert
 (15) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 33. Jahrhundert
 (16) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 34. Jahrhundert
 (17) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 35. Jahrhundert
 (18) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 36. Jahrhundert
 (19) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 37. Jahrhundert
 (20) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 38. Jahrhundert
 (21) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 39. Jahrhundert
 (22) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 40. Jahrhundert
 (23) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 41. Jahrhundert
 (24) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 42. Jahrhundert
 (25) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 43. Jahrhundert
 (26) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 44. Jahrhundert
 (27) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 45. Jahrhundert
 (28) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 46. Jahrhundert
 (29) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 47. Jahrhundert
 (30) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 48. Jahrhundert
 (31) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 49. Jahrhundert
 (32) Die Entwicklung der deutschen Lautsysteme im 50. Jahrhundert

